

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Eingel.-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Eingangsungen auf Postkass.
Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fide U.-G., Stöcklistrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 20 75. Postfach-Ronto VIII 12423
Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur S.G., Telefon 22 52 52. Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Blattmetzelle oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Schriftgröße 60 Rp. / Keine Verantwortlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Anfertigung Montag abends

Zum neuen Jahr 1947

Wie heimlicher Weise
Ein Engelchen leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So naht der Morgen.

Jauchzt ihm, ihr Frommen
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen,
Herr, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gestellen
Des Himmels bewegt,
Du Vater, Du rufe!

Du lenk und wende
Herr, die in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt.

Eduard Mörike 1832.

Zum neuen Jahr

Wir möchten das neue Jahr nicht beginnen,
ohne einen Gruß und Dank an unsere geliebten
Abonnenten, Leser und Mitarbeiter zu richten.
Die Durchführung eines Organs wie das unsere,
das gewissermaßen „überparteilich“ sich nicht
auf die für einen Verein, eine Organisation obligatorische
Unterstützung verlassen kann, ist finanziell
sehr kleinzig und eigentlich ein ständiges
Kampf. Umso dankbarer sind wir deshalb dem zum

Teil Jahrzehnte alten Grundstod unserer Abonnenten,
die über mancherlei bewegte Zeiten immer treu
zum „Schweizer Frauenblatt“ gehalten, und seine
Erstgänger damit gesichert haben. Es ist mit einer
Zeitung wie mit den Menschen: Nicht alles was
sie sagt und behauptet und vertritt, sagt uns zu;
aber wenn wir den guten Willen darin und die
Notwendigkeit ihrer Existenz erkennen, so werden
wir sie so wenig fallen lassen als solcher Meinungs-
veränderungen willen, als wir einen Menschen
fallen lassen, wenn er uns einmal ärgert.

Das „Schweizer Frauenblatt“ hat seine Aufgabe
immer darin gesehen, neben der allgemeinen Orientierung
über die Arbeit in der schweizerischen und
internationalen Frauenbewegung als Plattform
der freien Diskussion zu dienen, wie uns dies in
den politischen Tageszeitungen nicht in dem
Maße möglich ist. Wir bitten deshalb unsere
Freundinnen und Freunde nicht nur selber auch
im neuen Jahr ihrem Frauenorgan die Treue zu
halten, sondern uns zu helfen, den Abonnentenstand
ständig zu mehren. Denn je größer dieser ist, desto
unabhängiger und vielseitiger kann das Blatt
ausgebaut werden.

Dies ist unser Wunsch, dem wir denjenigen
an Sie alle ansprechen, daß 1947 einer jeden von
ihnen in Ihrer Arbeit, Ihrer Aufgabe, Ihrem Familien-
verhältnis Glück, Liebe und eines Vertrauens
Ihrer Umgebung bringen möge, das allein die Basis
sein kann für eine geeignete Zusammenarbeit
an in dieser schweren Aufschwungzeit. Ein Vertrauen,
um das auch wir bitten.

Neujahr 1947.

Vorstand und Redaktion
des „Schweizer Frauenblatt“.

„Herzlichen Glückwunsch“

E. B. In den Tagen, da ein Jahr zur Reize
geht, pflegen wir in großer allgemeiner Einigkeit
den Wunsch, uns Glück zu wünschen. Nicht andere
festsetzt im Kreislauf des Jahres steht diese Welle
von herzlichen Glückwünschen aufzuschwellen, von den
einen zu den anderen hin und her wogen, bis alle
von irgendwoher Glückswünsche erhalten haben.
Und der hoffenden Erwartung des Menschen
der sich die Zukunft schoner wünscht als die Gegenwart,
auf die Zukunft sich zu schenken, nach kommen-
dem Glück und aus seiner Bereitschaft, ein solches
auch allen seinen Freunden und Bekannten zu
wünschen, das dem uns Massenweise gestreuten
Ausdruck. Den solchen Wünschen ist geradezu
eine Glückswünscheindustrie entstanden, die um die
Jahreswende Anzeigenverleiher, Künstler, Käufer und
Verfäusser um nicht zuletzt die Postbeamten in Bewegung
setzt. In allen Branchen, vom Intimen,
vorhölischen Wünschen liebender Menschen bis zum
gewerblichen Glückswünschen feierlicher Werbe-
hergestaltungen kommt das eine zum Ausdruck:
„Herzliche Glückwünsche!“
Nicht von ungefähr sind wir zur Zeit der kürzesten
Tage, da wir nach Wärme und Helligkeit
hungern, am meisten bedürftig, das Glück von der

Zukunft zu erwarten. Denn was der tiefe Winter
uns Menschen — wenn wir geschätzt vor Wärme
und Sonne leben dürfen — in seiner Sonderart zu
geben hätte, wird heute nur wenigen zuteil.
Kommen wir uns dem Rhythmus der Natur mehr
anschließen, so gäbe uns diese Jahreszeit sehr wichtigen:
mehr Schlaf (als Auszug für den frühen
Schlaf in Sommernächten), mehr Geduld und
Friede, den Feinden der Entspannung und
mit ihm die Gelegenheit zu manchem Tun für Kopf
und Hände an langen Winterabenden, auch zu
Konzentration und Intuition. Aber solches ist
nur wenigen beschieden. Denn wer darf darauf
frei sein, daß er nicht Mühsal auf den Zwang
einer im Winter wie im Sommer gleich
langen Arbeitszeit zu nehmen hätte, daß er nicht
so wenigstens ist es in den Städten — der
Verzückung oder auch der Verpfichtigung erlage, alle
Arten der Abendarbeit oder der abendlichen Freizeit
auszunutzen? Das helle, friedliche Licht
das die Nacht zum Tage, doch Täuschung ist der
überlang gedehnte Wintertag; er zwingt den
Menschen, sein Penium der Sommerleistung anzuge-
hen, sich zu überfordern.

Wie selten begegnen wir in den Straßen der
Städte dem ausgeruhten Menschen!

Daß es so ist, ist nicht die Schuld des Einzelnen,
es ist der Ausdruck einer Epoche. In ihr hat Be-
drängtheit keinen Raum, denn alle Lebensform,
um nicht zu sagen Lebensstil, wird vom Zeit-
begriff beeinflusst. Weil alles immer schneller,
in immer kürzerer Zeit bewältigt wird und werden
muß durch immer leistungsfähigeren Maschinen,
haben wir — paradoxerweise — immer weniger Zeit.
In 16 Stunden fliegt die Dufourmaschine von New
York nach Genf, in drei Stunden fährt demnachst
der schnelle Bahnwagen von Genf nach Zürich.
Aber gewinnen wir dadurch Zeit? Werden wir
dadurch gemüthlicher leben können?

Wir sind nur um so mehr eingespannt
in eine Welt von Begriffen und Forderungen, welche
die Zeit nicht mehr als Lebenszeit, als Spanne
eines Menschenlebens empfindet und achtet,
sondern sie als eine mit der Stoppuhr meßbare
Größe wertet, die immer mehr befristet werden
muß. Wir besiegen die Zeit durch Schnelligkeit
sehr gründlich; sie aber befristet uns, indem sie
sich uns entzieht: wir haben immer keine Zeit,
keine Zeit mehr für Wesentliches und auch keine
Zeit für genügend wohnende kleine Aufspannungen.
... bis flakt der Stoppuhr die Sanduhr Stunden
nicht und unseres Lebens Reize anzeigt.

„Von Fischen zu Fischen mit leuchtender Brust,
Nur das blüht nicht mehr als Lebenszeit, als Spanne
eines Menschenlebens empfindet und achtet,
sondern sie als eine mit der Stoppuhr meßbare
Größe wertet, die immer mehr befristet werden
muß. Wir besiegen die Zeit durch Schnelligkeit
sehr gründlich; sie aber befristet uns, indem sie
sich uns entzieht: wir haben immer keine Zeit,
keine Zeit mehr für Wesentliches und auch keine
Zeit für genügend wohnende kleine Aufspannungen.
... bis flakt der Stoppuhr die Sanduhr Stunden
nicht und unseres Lebens Reize anzeigt.“

Die „ungeheuerliche Situation“ ist
dem Verfasser, der allen Besitz und alle bürgerliche
Sicherheit verlor, Tag und Nacht gegenwärtig; er
ist — als menschliche Situation überhaupt —
auch uns, die wir uns noch einer Heimat er-
freuen dürfen, in den furchtbarsten letzten Jahren
deutlich geworden. Sie ist — da wir um die
Wahrung der Atomombe wissen und um die Macht
und Gewinnkraft der Menschen, um das Vertrauen
der „Großen“ gegeneinander und um den
versteckten, aber verfallenen Kampf der Interessen-
gruppen in Groß- und Kleinststaaten (die Schweiz
nicht ausgenommen), auch jetzt, nach Kriegsende,
nicht anders als als Gefährdung, Un-Sicherheit.
Es ist die menschliche Situation schlechthin.

Die große Mitleidigkeit, das Vertrauen durch den
riesigen Zerstörungsbetrieb, die vielen Selbst-
morde (über 1000 im letzten Jahr in unserer
Schweiz) — ist dies nicht alles Ausdruck einer
Angst, oft auch nur unbewusster Angst, vor der
„ungeheuerlichen Situation“? Und wahrlich, was
dieses Jahr in der Welt der großen Politik, in
den Bezirken der Weltwirtschaft abspielte, war
genau nicht dazu angelegt, von außen her Beruhigung
zu bieten: langsam und mühsam, wie es offenbar
anders nicht sein konnte, haben sich die international-

len Verhandlungen zwischen den Außenministern
der Großmächte und die Arbeiten der UNO
für den Aufbau einer geordneten Welt entwickelt.
Der an Tempo gewohnte Mensch lernt nur schwer
die Geduld, mit der allein das Werden solchen Ge-
schehens verstanden und beurteilt werden kann.
Kingsum sind notleidende Völker, die auf Frieden-
sverträge warten; die „Sieger“ ihrerseits leiden
unter ihrer Verarmung, wie Frankreich und Groß-
britannien und melden von Konflikten, wie sie für
den Umbau vom reinkapitalistischen Staat zum Sozial-
staat mit sich bringt. Wählich, es braucht Mut, sich
dieses Jahr „Glück“ zu wünschen!

Und doch, wir sollen es, wir dürfen es. Denn das
Bewußtsein, in ungeheurer Situation zu stehen,
ist nicht allein negativ zu werten. Wir sind wissen-
der geworden. Und erst solches Wissen um Le-
t e n j i c h e i t macht uns fähiger zur Bitter-
keit: Gib uns heute unser täglich Brot; macht uns zu-
verlässlicher, offener, aufhorchender für den Rat-
schlag der Bibel: „Suchet zuerst sein Reich und seine
Gerechtigkeit, dann werden euch alle diese Dinge
hingugefügt werden. Darum so r e g e t e u c h n i c h t
in dem morgenden Tag, denn der morgende Tag
wird seine eigene Sorge haben. Jeder Tag hat ge-
nug an seiner eigenen Plage.“

Und wenn wir Glück wünschen, Glück im neuen
Jahr, so soll es dies sein: Freudezeit und Kraft
zu erhalten durch eine Getreulichkeit, die immer unab-
hängiger macht von äußerem Geschehen und die uns
in den Stand setzt, in dieser gehetzten und gequal-
ten Welt auch in den dunklen Tagen des ewigen
Lichtes gewiß zu sein.

Kinderdorf Pestalozzi in Trogen

Das große Liebeswerk unter dem Patronat der
Schweizer Jugend darf und soll immer wieder in
Erinnerung gebracht werden. Der Hilfegruppe Trogen
(Postfach IX 8252) werden wohl in andern
Schweizer Städten Hilfegruppen folgen, welche in
gemeinsamen Wirken dem Ganzen dienen können.
Zeit der Grundsteinlegung am 28. April 1946 hat
das Kinderdorf schon erfreuliche Formen angenom-
men. In herrlicher Vorgebirgslage mit weitem
Rundblick stehen sich die (bis jetzt 8) Appenzeller
Doppelhäuser gar hübsch und heimlich aus. Sie
schauen sich um das von der Gemeinde Trogen ge-
schenkte große Bauernhaus, wo Gemeindefürsorge,
Büro und Aufzuchtssaal der „Helfer“ sich be-
finden. Besogen ist bereits das Franziskanerhaus;
dort wohnen mit den (St. Galler) Säugelern, mit
französischem Lehrer und ebensolcher Lehrerin und
Hausgehilfin 30 Doppelwägen aus Louveux und
Marcelle, gemischt alle, was das mit Liebe und
Verständnis geführte Heim ihnen bietet; als brauch-
bare, wohlgeschulte Menschen sollen sie mit 14 bis
16 Jahren in ihre Heimat zurückgeführt werden. Neben
dem allgemeinen Unterricht wird ihnen Gelegenheit ge-
geben, sich für einen Beruf vorzubereiten; geplant
sind bereits: ein eigener Wandwirtschaftslehre,
eine kleine Schneiderei, Tischerei, Weberei; natür-
lich darf in keinem der Doppelhäuser eine Werk-
statt fehlen, wo die Anaben hobeln, laubhagen, die
Mädchen weben können. Zweigärtchen gebaut, müs-
sen die Häuser ebenjo ausgestattet sein. Viel

Nachdruck verboten

Michaela

Ein Frauenstück
Von Imgard d. Epber du Faur

Ein Jahr folgte dem andern. Ein fünftes Kind war
angekommen. Michaela lächelte die Jahre so kurz wie
Tage. Nun erhielt sie wieder einen Brief, der sie er-
regte: ihr Pflegebruder Herr Hand vor der Hochzeit, sie
sollte natürlich dabei sein. Als sie Kinder waren, hatte
Gerd oft zu ihr gesagt: Ich will einmal niemand an-
dere heiraten als dich, dann könnte uns zusammen der
Hof, gelt du Zigeunerin? Und sie hatte genickt und das
ganz selbstverständlich gefunden. Daran hatte sie nie
mehr gedacht. Jetzt fiel es ihr ein. Sie erinnerte sich
wie Gerd sie damals holte als ihre Mutter zer-
würgelt war, wie zart er sie schonte, indem er ihr
nicht sagte, was er doch schon wußte und wie vor Mi-
chaela seine Stimme taub war. Warum hatte sie nicht
h eines kleinen können mit den Kindern wie sie da-
mals war? War es ihre Schuld, daß sie sich so ver-
ändert hatte? War es Ueberhebung von ihm? Geht
schon? Ein sich nicht Begnügen mit dem Gegebenen?
Immer Ausflucht hatten nach einem andern, was
nicht da ist? Hatte sie mehr Glück gewollt als die an-
deren? Weniger Arbeit? Nein, sie erwartete mehr Leid,
schwerere Arbeit. Aber warum dies? Warum dies
Schicksal, dies Schicksal, dies brennend heiße Begehren
nach etwas, das sie selber nicht mit Namen nennen
konnte?

So fuhr sie in der Bahn dem Ort ihrer Kindheit
zu. Eine Schwester Herrn Hofers vertrat sie imwischen
bei der Familie. Herr Hofers hatte zu Michaela gesagt,
es sei übrigens gut, daß seine Schwester einmal her-
käme. Sie hätten vieles zu besprechen. Er werde sich
umstellen müssen, es ginge so nicht mehr weiter. Was
hatte er wohl gemeint? Es war Michaela nicht klar,
und doch hatten seine Worte ein leises Erdrücken
aber zugleich eine tiefe Freude in ihr wachgerufen.
Schon lange hatte sie sich im Geheimen: Ich habe ge-
lernt, was es hier für mich zu lernen gab. Aber die
Forderung konnte sie nicht zieren. Sie hätte zu sehr
man brauchte sie noch. Wenn sie aber frei würde, konnte
sie gehen — wohin? Wohin würde ihr Schicksal sie
führen? Was würde sie Neues zu lernen haben? Der
Hunger nach dem Neuen wurde in ihr wach, nach dem
Neuen, das nun folgen sollte in der Reihe der geistlichen
Bestimmten. Ihr Leben schien ihr wie damals in der
Schule, wo sie auch diesen Hunger hatte nach allem,
was es zu lernen gab, und was es auch hieß: Stufe
über Stufe höher und höher hinauf. Schmerz und
Schmerz.

Ein Feldmoos erwarteten sie zwei ihrer Pflegegesch-
wister, die jüngste und die vorjährige. Michaela er-
kannte sie kaum.

„Seid ihr groß geworden!“
Die Mädchen lächelten und stießen sich an. Die Letztere
legte:

„Man glaubt auch nicht mehr, daß du früher nach
Feldmoos gehst hast, wenn man dich sieht.“
Gebört hast, tänte es wieder in Michaela. Gebört
hast. Wohin gehörte sie jetzt?

Die flaubige Straße, die Häusergruppe vom Kirch-
hof überlagt, die Gartenzeile, und die Räume, die
vor allem alles war ihr innig vertraut. Hier sind ihre
kleinen Kinderfüße gelaufen, hier haben ihre Kinder-
augen gestaut. Die Berge erhoben sich an der glei-
chen Wendung des Weges wie immer, und das Wellen-
band ihrer auf und abstritzenden Linie fügte sich haar-
genau in das Erinnerungsbild, und wie in allen Som-
mertagen schaltete der Wald ins grüne Farbenklein
hinein. Bekannte Gesichter tauchten über den Garten-
zeilen auf.

„Nur Hochzeit, so, ja! — Laß dich auch einmal bliden!
— Komm auch einmal nach!“ so tönte es der
überredenden von allen Seiten nach. Sie nicht, sie
wachte, sie rief einen Gruß. Sie eilte schneller, je mehr
der Pfad sich. Schon umtönten sie Kuhglocken wie
ein Begrüßen. Wie hatte sie lange den Klang vergessen,
jeht war er wieder da und hatte nie aufgehört zu tö-
nen. Die Mädchen ergästen dies, in den Briefen kann
man ja nichts sagen. Michaela war doch nicht so fremd
geworden, wie sie erst gedacht hatten. Sie mußte wieder
alles wissen wie früher. Sie lächeln, während sie sprachen,
etwas verlegen, frohen und sahen zu Michaela em-
por. Dann nahen eine wieder einen Anlauf und dar-
auf die andere. Nun kam ihnen schon Gerd entgegen.
Er war breit geworden, ein richtiger Mann.

„Wie gut, daß du kommst!“, begrüßte er sie. „Du bist
jetzt ein hübsches an Vaters Statt.“ Dies Wort
bedeute Michaela, sie hielt es fest und wandte es fra-
gen um um. Die Mutter und Michaela konnten
beide nichts sprechen bei ihrem Wiedersehen vor Rüh-
rung. Doch darauf, in den wenigen Tagen, die Michaela

hierbleiben konnte, hatte die Mutter ihr so vieles zu
sagen, sie so vieles zu fragen wegen der Kinder. Ob
sie meine, daß dies und das recht sei? Sie war be-
drängt von der Fülle des Lebens, das aus ihr hervor-
gewachsen war und sich um sie entfaltete hatte, jedes wie
ein großer selbständiger Baum. Doch Michaela fand
alles in der guten Bahn. Die Braut war ein Mädchen
aus dem Nachbarort. Sie war groß und stark wie
Gerd, mit wachen Augen und arbeitssamen, klugen
Händen. Ihre Stimme klang wie eine schöne, tiefe
Glocke und brachte ihnen fremden Ton in das Haus.

Michaela mußte plötzlich, was das bedeutet hatte:
an Vaters Statt, Herrkommens aus einer den andern
unbekannten Person, wie der Vater jetzt aus dem Za-
renreich kommen mußte, sie alle im lebendigen Herr-
tragen, ihr Wohl und Wehe mit lebenden Bedenken
wägend. So war auch sie zu ihnen gekommen.
Sie dachte viel an den guten Mann, der der Be-
schützer ihrer Kindheit und der Vater dieser Jungen
Mädchen war. Sie sah ihn wieder vor sich wie da-
mals in der fernsten Zeit, stark, still, und im Umgang
mit den Kindern immer pütblar beides, ernst und fröh-
lich, und wie er dann so ganz verflüchtete kam in den
Urlaubsagen aus dem Krieg. Sie verflüchtete für die
Mutter, für die Kinder sein Bild festzuhalten. Sie
kamte heraus, was noch von ihren Taten von früher
da war, sie malte auf ein Stück Pappelein. Sie
wurde so aufgelogen von ihrem Werk, daß sie in ihren
Tagen zu nichts anderem mehr kam. Es war ihr
ein Herzensanliegen, die den Ohren zu schenken. Es
war ihr wie ein Abtragen des Dantes, der in ihr
für sie alle bereit lag, und sie fühlte: es gelang. In

Politisches und Anderes

Aus der Bunderversammlung

National- und Ständerat haben als Abschluss ihrer fast beladenen Winterferien die Postkarte **Altersfeier** erlassen mit folgenden Worten: „Nationalratspräsident May gab abschließend bei Hofung Ausdruck, daß das große Werk auf den 1. Januar 1948 in Kraft treten würde. Sollte das Referendum ergriffen werden, so wird sich das gesamte Schweizer Volk intensiv damit zu befassen haben.“

Die Lage unserer Verfassung

Wie Bundesrat Stampfli im Nationalrat erläuterte, wieder auf den Stand vom Herbst 1945 zurückzuführen. Unsere Verfassungen betreffen im Oktober 2000, im November 2100. Statistik und sind damit wesentlich niedriger als die Englands und anderer Länder. Bei 1946 hatte uns die internationale Ernährungsorganisation keine feste Quote zugeteilt. Im April 1946 hatten bekanntlich die schweizerischen Delegierten auf weitere Zuteilung bis zum 1. August zugestimmt. Hungerende Wälder verzehrt. Umso mehr hat es enttäuscht, daß dann später und bis heute ganz ungenügende Zuteilungen an die Schweiz gegeben wurden. Die Getreideexporte unseres Landes — so erklärte Bundesrat Stampfli — haben den tiefsten Stand seit 1939 erreicht.

Von einer Jungbürgerfeier

In Küssnacht (Zürich) wird berichtet, daß von den 56 Mädchen und 51 Jünglingen, welche dort dies Jahr volljährig wurden, 54 Mädchen und 32 Jungen der Einladung folgten. Nach den Anträgen von Referent und Referentin erfolgte das Trauergelübde mit Handschlag. Daß nachher den Jungbürgern nach einem Jubel auch noch die Gelegenheit zu einem Tänzchen geboten wurde, dürfte ein Novum sein, das in kleineren Gemeinden nicht ohne Anziehungskraft sein wird. Aber werden sich am Ende die ganz erhabenen und die kleinen unter den Jungbürgern dadurch eher von Belustigung einer Feier distanzieren?

Ein großes Geschenk

hat die belgische Regierung der Schweiz zu geben beschlossen: drei Gramm Radium. Sie will damit den Dank Belgiens für schweizerische Hilfe an belgische Kriegsfürsorge und für andere Fürsorgeleistungen ausdrücken. Der Bundesrat hat das hochherzige Geschenk angenommen und beschloß, das Radium in den Dienst der Krebsbekämpfung zu stellen.

Im Zeite der Verfaßkung

In England ist ein Gesetz zur Verfaßkung des Transportwesens angenommen worden; damit werden 60 Eisenbahngesellschaften, viele Automobilisten und Schiffahrtsgesellschaften unter staatliche Aufsicht kommen, und der Personal, das heißt eine Million Menschen, wird aus privaten Arbeitnehmern zu staatlichen Funktionären. Dies ist, nachdem schon die Verfaßkung des Bergbaus beschloffen wurde, ein erheblicher Schritt zur Sozialisierung.

In Schweden hat der Reichstag die obligatorische Krankenversicherung auf 1. Juli 1950 beschlossen. Ihr zufolge wird jeder Einwohner Schwedens freie Krankenkassenbeiträge zahlen und Medikamente zu halber Preisen erhalten; der Staat wird dadurch mit jährlich 200 Millionen Kronen belastet. Was ihm nicht abfällt, schon auf den 1. Januar 1947 die Umfahrungen (die betrug 5,26 Prozent) abzuschaffen und diesen Ausfall von 400 Millionen Kronen jährlich auf sich zu nehmen. Bemerklich ist es Schweden gelungen, in den letzten wirtschaftlich günstigen Jahren Steuererträge auf dem ordentlichen Wege zu erhalten, die ihm solche außerordentlich große Entschlüsse ermöglichen. Glückliches Schweden!

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 2577 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Geputzte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkswirtschaft

Schönes ist da schon gestiftet worden, zum Beispiel eine ganze Studienrichtung vom Flawiler Schützhaus, eine Studie der Zürcher Frauen-Wandführer, Vorträge und Beten, Geschirre und Bekleid, Schul-, Sport- und Bekleidungsarbeiten, Teppiche und so weiter. Die kleinen Französischen lernen, spielen, singen, helfen im Office, wo das Essen aus der Gemeinschaftsküche verteilt wird — genießen Winterferien, kurz — sie sind glücklich! Bald kommen kleine Polen, dann Holländer, Griechen — die Häuschen stehen, aber wir Schweizer, wir verheirateten Schweden, dürfen nicht — Geld, Waren jeder Art, um die Betriebe und Anwesenheiten einzurichten. Wirinnen wir uns auf Mittel und Wege, werden wir Einzel- oder Kollektiv-Mitglieder anderer zu gründenden Hilfsgruppen, oder veranstalten wir Konzerte, Festlichkeiten, Besuche und so weiter. — Ganz erfolgreich waren kürzlich die Realhülferinnen vom Talhof St. Gallen. Sie organisierten während arbeitsreichen Wo-

chen am 7. und 8. Dezember einen Klausurmarkt, welcher für sie und ein sehr reiches Publikum zum eigentlichen Fest wurde. Ganz lebendig frohliche Realistisches Bildnis heraus auf das große Getriebe, auf die weinachtlich geschmückten Verkaufsstände mit selbstgefertigten Handarbeiten, Papeteriewaren, mit Spielzeugen, Kleingebäck, mit Gemüse und Obst aus dem Schulgarten. Es fehlten aber auch nicht: Möbeln und Modell des Kinderdorfes, ebenso wenig mehrsprachige Bücher an eigenem Stand. Der Eingang war zum Theater umgewandelt, wo festsitzende Einakter, deutsch und französisch, sowie Reigen und Tänze aufgeführt wurden, zur Freude des Publikums. Zwei Trepplchen und eine reizende Kinderfahne wurden eifrig beachtet.

Solch erfolgreiche Festehen liegen sich zur Jahreszeit machen oder auch bei anderer Gelegenheit — es lohnt sich! — Tragen wir alle bei Förderung eines Lebenswertes, welches in ganz Europa als Beispiel dienen soll!

teil werden. Im allgemeinen bedürfen so ziemlich alle Polentinder eines solchen Erfolgswortwortes. Vertritt sich einmal ein verdientes Bienen-Isingens oder -Isingens in das Kinderdorf, so bleibt es nicht lange dort, denn die ganze Lebenshaltung in Dmoos ist sehr einfach gehalten. Im ganzen und ganzen darf jedoch erwartet werden, daß die Auswärtiger der Kinder nach der Postkarte und nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten erfolgt.

Welch fröhliches Leben herrschte in Dmoos, als die wilde, 600köpfige Bande ohne Zucht und Ordnung über die mit Sorgfalt hergestellten Einrichtungen des Dorfes herfiel. Mit Wehmut und Schreden mußten die Erbauer des Dorfes zusehen, wie die Wöhlungen zertraten, Kostete verpöppelt und in besonderer Art und Weise weiter benutzt wurden, bis in kurzer Zeit Konventionen von der Sammelstelle weg sich über das ganze Dorf verbreiteten. Gerade dort wurde Fußball gespielt, wo man mit viel Mühe und Liebe den Weichfeld, auf dem das ganze Dorf steht, dazu bewegen wollte, ein wenig Grün hervorzubringen. Mit Erfolg packte die Leiterin des Dorfes zu. Sie veranlaßte die ganze Bande auf dem Dorfplatz und hielt eine kurze, jagliche Ansprache, an deren Schluß sie eine partielle Selbstregierung des Kinderdorfes durch die Kinder proklamierte. Ein Statut wurde abgefaßt und eine Anzahl Funktionäre wurden gewählt. Schon am andern Tag sah man Knaben und Mädchen im Trubel der übrigen würdig mit einer rot-weißen Armbinde herumspazieren. Das waren die Delegierten, deren Recht es ist, an Besprechungen, welche das Leben der Kinder im Dorf zum Thema haben, teilzunehmen. Sie haben zur Pflicht, die Kinder von der Notwendigkeit gewisser Regeln zu überzeugen und der Leiterin irgendwelche Unfunktionalitäten mit den nötigen Anregungen und Vorschlägen zu unterbreiten. Eine grün-weiße Armbinde kennzeichnete die Vertreter des Ordnungsdienstes. Ihre Aufgabe ist es, im Dorf Sauberkeit und Ordnung zu wahren. Das Komitee für Unterhaltung trägt eine blaue Binde. Es bemüht sich um ein gediegenes Programm für die Unterhaltungsabende und für sonstigen Zeitvertrieb. Und schließlich haben die Kinder auch ihre eigenen richterlichen Behörden. Ich habe an einer solchen Gerichtssitzung teilgenommen und war ehrlich überrascht über das hohe Niveau dieser Sitzung. Mit welchem Ernst hier angeklagt wurde, mit welcher Leidenschaft verteidigt und mit welcher Einfachheit verurteilt!

Gewiß, man kann sich darüber streiten, ob es richtig ist, daß man die wichtigsten Aufgaben in einer organisierten Gemeinschaft, Selbstregierung und Gerichtsbarkeit, den Kindern anvertraut, die nur allzufähig eine Spielerei daraus machen. Ich glaube aber, daß das, was für die Schweiz vielleicht falsch wäre, für den Charakter der polnischen Nachkriegskinder richtig und wertvoll ist, vor allem im Hinblick auf die künftigen Aufgaben dieser Kinder. Die Wirkung, welche diese Einrichtungen brachten, war auch bemerkenswert. Die wilde Bande wurde von Tag zu Tag gefesteter und eine jugendliche Kindergemeinschaft trat an die Stelle des ersten Chaos. Das will nun allerdings nicht heißen, daß die Kinder plötzlich zu Engeln wurden, nein, dreimal nein, vor aber hätte sich das schon gewünscht!

Das polnische Kind, das die Schreden des Krieges erlebt hat, braucht viel Liebe, Fürsorge und Aufmerksamkeit. Wenige erwarten durch ihr Außerer sofort Sympathie und Zuneigung. Aber wenn man in die fragenden Augen blickt und ein erst schüchternes, bald aber freundlich vertrauensvolles Kinderlächeln einem entgegenkommt, dann muß man diese Gescheße in Lumpen, mit Läusen im Haar und Kräusen auf der Haut trotz allem lieb gewinnen. Kinder eines fremden Volkes und doch Menschenkinder. Wie allerliebst ist der anmutige Knirps der Mädchen bei der nächsten Begegnung, wie vertraulich reich und offen der Gruß des wilden stolzen Polenjungen, wenn er die selbstgezeichnete Pfote und den langen Prügel rasch auf den Boden legt, um seine beiden kleinen, schmutzigen Hände zum Gruß dareinzulegen. Schade, daß ich ihre Worte nicht verstehe. Ich muß alles aus ihrem Gesicht lesen und erraten. Gewiß hat es auch einige ganz schwierige Kinder dabei, aber eigentlich muß man sich wundern, daß es nur so wenige sind, die den Weg vom Chaos zur Gemeinschaft nicht finden können.

PL

Naturngemäß bleibt auch das Kinderdorf Dmoos nicht von heftigen und ungerechtfertigten Kritiken verschont. Verschiedentlich wurden die Pfistenschlager und die zweistöckigen Schlafstätten, wie wir sie in der Schweiz von vielen Ferienlagern her schätzen, als unhygienisch und unmodern bezeichnet. Nach wird das Kinderdorf nicht selten mit einem Konzentrationslager verglichen, es hat doch in keinem Neuzugern eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen.

Doch die glücklich lachenden Kindergesichter, die dankstrahlenden Augen sprechen eine andere Sprache. Sie sind die Quelle, aus der die Leiterin des Dorfes, eine Schweizerin, ihre Kräfte schöpft, um ihrer schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Freudig und mit Eingabe arbeitet sie für das Wohl dieser schwergeprüften Kinder, unterstützt von der gesamten polnisch-schweizerischen Equipe. Dieser Equipe gehören u. a. eine Ärztin und 5 Krankenpflegerinnen an, welche für das gesundheitliche Wohlergehen, vor allem für die Hygiene der Kleineren besorgt sind.

Den unmittelbaren Kontakt mit den Kindern haben 25 polnische Pfadfinderinnen, die mit bewundernswürdigem Pflichtbewußtsein sich ständig inmitten ihrer Schützlinge aufhalten. Selbst ihre Schlafräume befinden sich unmittelbar neben den Kinderdortoren. Besonders stark beeindruckte mich die Chefpfadfinderin, ein polnisches Mädchen von 25 Jahren, das dreieinhalb Jahre lang in deutschen Konzentrationslagern herumgeleitet wurde. Dieser jungen Polin ist die Fürsorge an Polenkindern für eine heiligen Lebensaufgabe geworden. Auch die Hilfskräfte für Küche, Hof, Werkstatt und Pförtnerwesen sind Polen, die ihren Dienst treu und gewissenhaft erfüllen.

Das Kinderdorf ist eingerichtet für die Aufnahme von 600 Kindern im Alter von 7 bis 14 Jahren — 300 Mädchen und 300 Knaben —, welche in sechsstöckigem Turmus das Dorf bevölkern. Diese Kinder rekrutieren sich aus allen Gegenden Polens und kommen aus den verschiedensten sozialen, politischen und konfessionellen Schichten des Volkes. Auf Grund einer Abmachung mit den interessierten Ministerien wird für jeden Turmus ein Schlüssel festgelegt, nach welchem die Plätze unter den verschiedenen polnischen Hilfsorganisationen ver-

teilt werden. Im allgemeinen bedürfen so ziemlich alle Polentinder eines solchen Erfolgswortwortes. Vertritt sich einmal ein verdientes Bienen-Isingens oder -Isingens in das Kinderdorf, so bleibt es nicht lange dort, denn die ganze Lebenshaltung in Dmoos ist sehr einfach gehalten. Im ganzen und ganzen darf jedoch erwartet werden, daß die Auswärtiger der Kinder nach der Postkarte und nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten erfolgt.

Das Kinderdorf ist eingerichtet für die Aufnahme von 600 Kindern im Alter von 7 bis 14 Jahren — 300 Mädchen und 300 Knaben —, welche in sechsstöckigem Turmus das Dorf bevölkern. Diese Kinder rekrutieren sich aus allen Gegenden Polens und kommen aus den verschiedensten sozialen, politischen und konfessionellen Schichten des Volkes. Auf Grund einer Abmachung mit den interessierten Ministerien wird für jeden Turmus ein Schlüssel festgelegt, nach welchem die Plätze unter den verschiedenen polnischen Hilfsorganisationen ver-

das bekannte Gesicht kam etwas von dieser Durchdringung des Irdischen vom Geistigen, wie es dem besten Bauernschlag eigen ist und er in vorzüglichem Maße besitzen hatte, die Weisheit, das ist Klugheit, die von der Seele geleitet wird.

Als Michaela den Rind aus der Hand legte, schloß nur noch eine Stunde bis zu ihrer Abreise. Mit Schreden fiel ihr ein, sie hatte den Rind, ihren Rind, noch nicht aufgedacht. So lief sie nach zu ihm. Wie sie es schon bei der Trauung geahnt hatte, fand sie ihn sehr gealtert und hilflos. Er hätte Michaelas Bericht und meinte darauf, mit dem Kopfe nickend:

„Wenn du nur steifig zur Kirche gehst, so wird es dir an Segen nicht fehlen.“

Michaela wurde betäubt, sie hatte ein persönlicheres Wort erwartet, und doch schmezte sie der Wohlgeden von ihm fast so sehr, wie er sie vorhin von der guten Mutter gefestigt hatte. Michaela lächelte deutlich. Dies war die letzte Wiedersehen mit diesen beiden lieben Menschen in dieser Welt.

Zuhause — welches Wort aber schon vorher die Wirklichkeit nicht mehr geduldet hatte — ahnbare erfuhr sie, daß Herr Fibich mit den Seinen in sein Heimadort ziehen und sich mit seiner Schwester zusammenfassen würde, um eine Bäckerei einzurichten, da nach keine am Ort war. Es war dies freilich die Vererbung aller seiner hochgehenden Pläne, ein traugriger Knäuel nach verlorenen Schicksal. Michaela konnten sie auch nicht mehr behalten, dort würde eben die Schwester, allerdings neben der Forderung, in ihre Stelle treten, es war nichts anderes zu machen. Mi-

chaela war froh, daß die Kinder und die gute Frau aus Rand kamen, wo vieles für sie leichter und besser sein würde. Der Mann tat ihr unendlich leid, für den es ein tiefer Abstieg war. Er sagte zu Michaela, dafür, daß sie das Unangenehme geleistet und bis zuletzt bei ihnen ausgehalten habe, hätte er sie an eine schöne Stelle empfohlen. Die Annahme lie ihm schon zugelang. Michaela wurde sehr neugierig, als sie sich vorzufinden ging. Wie erkaunte sie, als es jene Bäckerei war, in der sie sich am ersten Tag in der Stadt ein Brotchen gekauft hatte. Ein solches freundlich lächelndes Mädchen im weißen Schürchen und Häubchen sollte sie werden! Das hatte Herr Fibich für sie getan.

Michaela war noch beim Aufbruch mit aller Kraft beschifflich. Sie schenkte den fünf Kindern zum Abschied aus ihrem Ersparten Kleider und Stiefel. Frau Fibich meinte, als sie es gewahr wurde. Herr Fibich fragte sie, ob sie wahrhaftig geworden sei. Michaela legte noch heimlich Spielzeugen dazu. Dann rief die Familie ab. Die Kinder konnten nicht allein, daß Michaela nicht mit ihnen einziehe, sondern alle zurückbleiben wollten. Die kleinen Geschwister und Hände grüßten noch lange. Michaela stand, bis der Zug verschwunden war.

Der „Fauch“
Skizze von Anna Koller
Es war einmal ein kleines Mädchen, wir wollen es Berthel nennen, das schon fast ganz gut sprechen konnte, aber doch noch an einigen Stellen stotternde-

nen Worten fehlte. So war ihm der Weihnachtsbaum ganz einfach der „Fauch“, kein anderer Baum führte diesen Namen. Der „Fauch“ hatte keine merkwürdigen Eigenschaften. Er verschwand eines Nachts genau so geheimnisvoll, wie er gekommen war, um irgendwo im Wald wieder anzuwachen. Aber die Stelle, wo er gestanden hatte, umging Berthel und vermach es, hinzuschauen. Eine Berre war entstanden, mit der man sich ganz allein abfinden mußte.

Der Vater des kleinen Mädchens war Eisenbahngenieur, der mit seiner garten Frau den Bodensee entlang von Ort zu Ort weiterziehen mußte, in dem Maße, wie die „Strecke“, die er entworfen und deren Bau er zu beaufsichtigen hatte, vorrückte. Als der Seiger Krieg ausbrach, wurde der Bahnbau eingestellt, auf einen Schlag alle Angestellten und Arbeiter entlassen, auch Berthel Vater, — das kleine Mädchen war damals nur nicht auf der Welt, — wurde verbannt.

Wohin jedoch die Eltern eines Tages, wie auf dem Bodensee die Dampfmaschine bunt besetzt hin, und wiederfahren. Und der stotternde Geometer kam atomlos ins Zimmer gestürzt und tief: „Sie h-h-hind der Mann!“

Aber dieser deutliche Sieg änderte nichts an der Sachlage. Das Paar zog in die große Stadt. Er gab Mathematik, sie wie in früheren Zeiten Musikstunden. Außerdem wurden einige junge Polytechniker mit unzusprechbaren Namen ins Haus genommen, und in diese ganz veränderte Welt hinein wurde Berthel geboren. Es erinnerte sich aber nicht, jemals etwas davon gesehen zu haben. Das Quingolf war verschwunden, ege-

Berthel ins Wohnzimmer gebracht wurde und erschien des Abends wieder, wenn Berthel längst schlief.

Da war eines Tages ein junger Schweizer aufgetaucht, fast noch ein Bub. Seine Eltern wurden, wie man zu sagen pflegt, mit ihm „nicht fertig“, und nun sollte er von fremden Leuten „mit Streng“ erzogen und vor allem an eine geregelte Hausordnung gewöhnt werden. Den konnte das kleine Mädchen, denn er sah mit am Tisch, das heißt, wenn er sich nicht verhalten hatte. Wenn er nicht gemerkt wurde, stand er überhaupt nicht auf, und wenn er gemerkt wurde, drehte er sich knurrend auf die andere Seite und schlief erst recht wieder ein.

Eines Tages erklärte ihm Berthel Vater, so könne das nicht weitergehen. Wenn er, Karl, nicht bis morgens zehn Uhr pünktlich angetreten sei, werde der Frühstückstisch unweigerlich abgeräumt.

Von alldem mußte das kleine Mädchen nichts. Es sah auf seinen wenigen Schüchtern unter dem geliebten „Fauch“, der vor einigen Tagen mit den ersten Schneeflocken in vollem Höhenflug durchs Fenster herein gestiegen war. Es hielt seine Nadelnspitze um Arm, die nicht wie die heutigen Puppen ein quackendes Baby oder ein Schultdin mit steifen Körper war, sondern ein schönes, jugendliches Frauenbild, das als Freundin, Mädelgenährtlerin und Tröstlerin noch manches liebe Jahr neben dem heranwachsenden Mädchen sein geheimnisvolles Leben lebte. Lieber den Weiden baumelten an bunten Wollfäden rote und gelbe Zuckerdornen, buntperechte Schokoladenrohre, lustige Waldnerlein und alterhand Tierfiguren.

Das kleine Mädchen mußte, daß ihm alles gehörte,

